



Bonner evangelisches Institut
für berufsorientierte
Religionspädagogik

Friedrich Schweitzer

Glaube, Werte, interreligiöses Lernen Berufliche Bildung als Gegenstand universitärer Forschung

Zunächst möchte ich die Träger des neuen Instituts beglückwünschen. Dazu bringe ich die Grüße und guten Wünsche der Tübinger Schwesterinstitute, des EIBOR und des KIBOR, des Evangelischen Instituts für berufsorientierte Religionspädagogik und des Katholischen Instituts gleichen Namens, insbesondere auch von Herrn Kollegen Albert Biesinger, der heute nicht hier sein kann. Wir freuen uns auf die gute Zusammenarbeit! Es ist schön, dass der Leiter des Bonner Instituts, Herr Kollege Meyer-Blanck, auch Mitglied in unserem Tübinger Beirat ist.

Doch soll ich hier kein Grußwort, sondern einen Vortrag halten. Zu klären ist, was ein solches religionspädagogisches Institut zur beruflichen Bildung als Gegenstand universitärer Forschung beitragen kann.

Zu Recht wird in der Einladung darauf hingewiesen, dass die theologische und religionsdidaktische Profilierung des Lernortes Berufskolleg bisher nur wenig Aufmerksamkeit gefunden hat. Man wird dies sogar noch schärfer ausdrücken müssen: Schon die Existenz des Religionsunterrichts im beruflichen Bildungswesen war von Anfang an umstritten. Als man vor etwas mehr als hundert Jahren daran ging, dieses Bildungswesen weiter auszubauen, war ganz und gar nicht klar, ob dazu mehr gehören sollte als die Vermittlung spezialisierten Wissens und entsprechender Fertigkeiten, wie sie nun, im Zuge der damaligen Industrialisierung, zunehmend von der Wirtschaft benötigt wurden. Die bis heute immer wieder zitierten und insofern klassischen erziehungswissenschaftlichen Darstellungen von Georg Kerschensteiner, der gerne als „Vater der Berufsschule“ bezeichnet wird, und Eduard Spranger, dem Nestor der wissenschaftlichen Pädagogik, legen demgegenüber Zeugnis ab von dem damaligen Bemühen, Berufsbildung und Allgemeinbildung mit einander zu verbinden – im Horizont der Persönlichkeitsbildung, aber auch der, wie man damals sagte, staatsbürgerlichen Erziehung. Spranger vertrat sogar die Auffassung, der „Weg zu der höheren Allgemeinbildung“ führe „über den Beruf und

nur über den Beruf“ – was freilich nicht so zu verstehen ist, als wäre der Beruf schon von sich aus bildend. Angestrebt wird bei Spranger vielmehr eine bewusste Ausgestaltung von Berufsbildung und Allgemeinbildung, nicht zuletzt im Horizont des beruflichen Bildungswesens.

In Erinnerung zu rufen ist dabei auch, dass die Berufsschule und ihre Nachfolgeeinrichtungen seit ihrer Begründung die Schule für die Mehrheit aller Jugendlichen in Deutschland gewesen ist. Es geht im Grunde also um die Frage, nicht nur was *manchen*, sondern was *den* Jugendlichen an Bildung ermöglicht und angeboten werden soll.

Umso mehr muss es von heute aus gesehen erstaunen, dass selbst ein an religiösen Fragen so interessierter Autor wie Eduard Spranger, der in seiner „Psychologie des Jugendalters“ einer ganzen Generation – freilich vor allem der Gymnasiasten – ein religiöses Lebensbild geliefert hat, für die Berufsschülerinnen und –schüler kaum eine Notwendigkeit für religiöse Bildung erkennen will. Denn „nach der Einsegnung“ – gemeint ist die Konfirmation – dürfe „keinem mehr ein religiöser Einfluss von Staatswegen aufgenötigt werden“. Schließlich stehe dem Jugendlichen doch die „Kirche offen“. Im Hintergrund, so zeigt dann der Fortgang der Argumentation bei Spranger, steht allerdings nicht ein bildungstheoretisches Argument, sondern schon damals das Ringen um knappe Zeitfenster für die Berufsschule.

Gegen solche Anfragen gegenüber dem Recht des BRU, wie er nun abgekürzt heißt, wird bis heute auf den Beitrag dieses Unterrichts zur Persönlichkeitsentwicklung hingewiesen. Dieser Beitrag beziehe sich auf Sinnfragen, auf die Identitätsbildung, auf ethische Bildung sowie auf interkulturelle und interreligiöse Bildung, die ohne den Religionsunterricht nicht kompetent aufzunehmen wären.

Aber solche Argumente bleiben nicht unwidersprochen. Denn, so heißt es heute etwa im Anschluss an die jüngst erschienene Shell-Studie „Jugend 2010“: Religion spiele für die Jugendlichen doch kaum mehr eine Rolle. Deshalb setze ich nun ein mit:

1. Glaube im Jugendalter

Folgt man der bereits genannten aktuellen Shell-Studie 2010, muss man zu dem Eindruck gelangen, dass es um

Religion im Jugendalter schlecht bestellt sei. Sie spiele „im Leben der meisten Jugendliche auch weiterhin nur eine mäßige Rolle“. Besonders bei evangelischen und katholischen Jugendlichen stehe zudem zu erwarten, dass das Interesse an Religion noch weiter abnimmt.

Eine andere Sprache als solche Schlagzeilen, die auch von den Autoren der Studie verbreitet wurden, sprechen allerdings die in der Studie selbst präsentierten Daten. Hier legt sich eher der Eindruck nahe, dass wir es in den letzten 10 Jahren vor allem bei evangelischen Jugendlichen mit einer großen Stabilität des religiösen Interesses zu tun haben. Immerhin finden etwa 40 Prozent der evangelischen Jugendlichen den Glauben an Gott wichtig oder sogar sehr wichtig, weitere etwa 20 Prozent halten ihn für teilweise wichtig, während etwa 40 Prozent ihn als mehr oder weniger unwichtig bezeichnen. Dabei ist zu bedenken, dass die in der Shell-Studie präsentierten Fragen eher eng und in traditioneller theologischer Sprache verfasst waren. Angesichts dessen kann man eigentlich nur zu der Schlussfolgerung gelangen, dass eine deutliche Mehrheit der Jugendlichen Interesse am Gottesglauben und an Religion zeigen. Ohne Zweifel aber ist der Shell-Studie Recht zu geben, wenn dort gesagt wird, die religiöse Unsicherheit nehme bei den Jugendlichen deutlich zu. Das gilt gerade für den Gottesglauben. Denn mit den herkömmlichen Gottesvorstellungen, besonders mit Gott als Person, können viele Jugendliche für sich selbst nur wenig anfangen oder zeigen sich jedenfalls unsicher. Hier gilt noch immer, was eine Jugendliche schon vor Jahren formuliert hat: An den Gott, der in der Kirche „so stattfindet“, kann ich eigentlich nicht glauben.

Offenbar gibt es Zweifel und Fragen, die auch für die Jugendlichen selber weiter klärungsbedürftig sind. Dazu kommt ein sich dynamisch veränderndes religiöses Umfeld, besonders hinsichtlich der Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Hier gelangt die Shell-Studie zu der Feststellung, dass diese Jugendlichen den Gottesglauben viel ernster nehmen und dass der Einfluss ihrer Religion auf die Lebensgestaltung in den letzten Jahren „sogar noch deutlich gestiegen“ sei.

In unserer eigenen Tübinger Forschung zur Konfirmandenarbeit konnten wir in den letzten Jahren eine weit größere Anzahl evangelischer Jugendliche befragen, als dies die Shell-Studie getan hat. Die Shell-Studie erfasst etwa

800 evangelische Jugendliche in Deutschland. Im Vergleich dazu waren es in unserer eigenen Studie etwa 10.000. Unsere Befunde belegen, dass Jugendliche zumindest im Alter von vierzehn Jahren ein deutlich ausgeprägtes Interesse an Religion zeigen - an der Konfirmandenarbeit beteiligen sie sich keineswegs bloß deshalb, weil sie auf Geschenke und auf ein schönes Familienfest hoffen, sondern auch aus deutlich artikulierten inhaltlichen Interessen vor allem an solchen Fragen, die ihren eigenen Glauben und ihr eigenes Leben betreffen. Auch ihr Bild von der Kirche ist erstaunlich positiv. 75 Prozent der Jugendlichen bejahen die Aussage, dass die Kirche viel Gutes für die Menschen tue. Schwieriger steht es allerdings um das eigene Verhältnis zur Kirche. Weniger als die Hälfte der Befragten sagt, es sei für sie selber wichtig, zur Kirche zu gehören. So verweist auch diese Studie auf die Grundsignatur, die sich schon seit Jahren und Jahrzehnten durchhält: Die *Kirchlichkeit* der Jugendlichen ist vielfach gering, aber ihr *Interesse an Religion und religiösen Fragen* ist lebendig.

Dabei ist beispielsweise aus der Forschung zur religiösen Entwicklung und zur religiösen Biographie schon seit langem bekannt, dass gerade im späteren Jugendalter wichtige Übergänge auch in religiöser Hinsicht anstehen. Viele religiöse Fragen sind am Ende der Pflichtschulzeit bzw. der Sekundarstufe I noch gar nicht im Blick oder jedenfalls keineswegs abschließend geklärt. Die Suche nach eigenem Glauben - einem Glauben, dem man sich selbst anvertrauen und den man für sich selbst und vor anderen verantworten kann - setzt zwar vielfach bereits im frühen Jugendalter ein, aber häufig wird sie doch erst später deutlich sichtbar.

Verschärft wird die Dringlichkeit der Frage nach dem Sinn des eigenen Lebens durch die vielfach belegte Überzeugung, dass man selbst für diese Sinnggebung verantwortlich sei. Das belegen etwa die Ergebnisse von Andreas Feige und Carsten Gennerich zu Berufsschülerinnen und -schülern. Die größte Zustimmung findet dort die Aussage: *den Sinn meines Lebens finde ich in dem, was ich selbst gestalten kann*, während umgekehrt kaum jemand sagen mag, *den Sinn des Lebens könne man nicht selber machen*. Es ist leicht zu sehen, welche Gefahren der Selbstüberforderung und des massiven Scheiterns sich mit solchen Überzeugungen verbinden. Wem es dann nicht gelingt, seinem Leben einen Sinn zu geben, der ist eben selber schuld!

Bleibende Fragen verbinden sich für Jugendliche auch mit Tod und Sterben und vor allem damit, was nach dem Tod kommt. Dass „da ‚einfach nichts‘ ist“, können sich die meisten Jugendlichen nicht vorstellen, berichten Feige/Gennerich.

Trotz solcher Befunde gilt aber in erster Linie, dass wir viel zu wenig über die religiösen Fragen und Interessen von Jugendlichen wissen – und besonders dann erweist sich unser Wissen als viel zu bruchstückhaft, wenn wir nach speziellen Gruppen wie etwa den Jugendlichen in beruflichen Bildungswesen fragen. Die allgemeine Jugendforschung widmet der Religion im Jugendalter nur wenig Aufmerksamkeit. Die Shell-Studien kommen da mit zwei oder drei Fragen aus, und Spezialstudien wie die von Feige/Gennerich sind noch immer Mangelware.

Eine erste zentrale Aufgabe eines Instituts für berufskollegorientierte Religionspädagogik wird es deshalb sein müssen, genauere Einsichten in die Religion von Jugendlichen und jungen Erwachsenen im beruflichen Bildungswesen zu gewinnen. Nach heutigem Verständnis liegt darin auch eine entscheidende Voraussetzung für gelingende religiöse Lernprozesse, die ja immer lebensnah, alltagsbezogen und erfahrungsorientiert gestaltet sein müssen. Bloße Übertragungen aus einer gymnasialen Didaktik erweisen sich da als wenig zielführend.

Lassen Sie mich diesen ersten Abschnitt noch mit einigen Schlaglichtern beschließen. In unserer Konfirmandenstudie sagten 70 Prozent, dass sie an Gott glauben. Nur 50 Prozent sind hingegen auch davon überzeugt, dass die Welt von Gott erschaffen ist. Und nur 26 Prozent wollten von sich sagen, dass sie versuchen, nach den Zehn Geboten zu leben. Jugendliche, so ist daraus zu schließen, befinden sich in einer spannungsvollen Glaubenssituation. Sie halten vielfach fest an einem Gottesglauben, aber was der christliche Glaube an Gott, den Schöpfer der Welt, etwa im Gegenüber zur Evolutionstheorie bedeutet, ist für sie alles andere als klar. Die in den letzten Jahren in Deutschland neu aufgebrochene Debatte über Schöpfung, Evolution, Kreationismus und Intelligent Design betrifft nicht nur Erwachsene, sondern auch in hohem Maße Jugendliche und junge Erwachsene.

Die Angabe zu den Zehn Geboten macht darüber hinaus darauf aufmerksam, dass auch die christliche Ethik kein einfaches Thema darstellt. Deshalb nun:

2. Werte, Religion und Religionsunterricht

In dieser Hinsicht begegnet ein eher disparates Bild. Auf der einen Seite richten sich die sicher stärksten Erwartungen von Wirtschaft und Gesellschaft im Blick auf den Religionsunterricht darauf, dass ein solcher Unterricht zur Wertebildung beitragen soll. Auf der anderen Seite sind gerade in dieser Hinsicht religionspädagogische Grundsatzfragen noch immer ungeklärt.

Religion und Religionsunterricht können und wollen nicht einfach als ein Wertelieferant angesehen werden. Vielmehr muss der eigentümliche Charakter von Religion und Glaube beachtet werden: Wie die EKD (Evangelische Kirche in Deutschland) in ihren Thesen zum Religionsunterricht festhält, geht die Frage nach Gott allen Werten voraus. Nur ein Religionsunterricht, der dies ernst nimmt und sich deshalb auf die Gottesfrage als von allen Werten unabhängige Wahrheitsfrage konzentriert, kann dann auch beitragen zur Wertebildung. Oder umgekehrt: Ein Religionsunterricht, der nichts anderes sein will als Wertevermittlung, verliert sein christliches Profil und damit am Ende auch sein Recht in der Schule.

Gelegentlich wird diese Einsicht dann allerdings so gewertet, als sollte und könnte der Religionsunterricht gar nichts beitragen zur ethischen Bildung. Gerade im Bereich des BRU zeigt sich allerdings schnell, dass dies keine sinnvolle Position ist.

Lassen Sie mich auch dazu ein Beispiel aus unserer Tübinger Arbeit nennen, das dies wohl schlaglichtartig deutlich machen kann. Eines der Projekte, die wir derzeit vorbereiten, bezieht sich auf Fragen der Ethik in der Pflege. Ziel ist es hier, jungen Menschen bei der Ausbildung ethischer Orientierungen für eine Berufstätigkeit zu helfen, die durch einen wachsenden Ethikbedarf gekennzeichnet ist. Zum einen geht es dabei um die gleichsam klassischen medizinethischen Herausforderungen, besonders am Anfang und am Ende des Lebens – angefangen bei der pränatalen Diagnostik bis hin zur Sterbehilfe, und all dies unter den Voraussetzungen einer zunehmenden Knappheit, die das Pflegepersonal nicht zuletzt als wachsenden Zeitdruck und Arbeitsverdichtung erfährt. Wie viel Zeit und Fürsorge bleibt für den einzelnen kranken Menschen in einem

Krankenhausbetrieb, der zunehmend rationalisiert werden muss? Dazu kommt auch hier eine wachsende Multikulturalität und Multireligiosität, die wiederum auch eine ethische Dimension aufweist. Wer darf wen pflegen – Mann oder Frau? Wie viel körperliche Nähe und Distanz sind erforderlich und erlaubt? Und was bedeuten Sterben und Tod für den Glauben eines zu pflegenden Menschen?

Es ist deutlich, welchen wichtigen Beitrag der Religionsunterricht zu solchen Fragen zwischen Ethik und Religion beispielsweise in der Pflege leisten kann. Ziel muss dabei ebenso Sachkenntnis und Vertrautheit mit Sachproblemen sein wie soziale und ethische Sensibilität und Empathie, aber eben auch Engagement und Sympathie – gerne verwendet man hier das englische Wort „compassion“ – ein engagiertes Mitfühlen mit dem anderen Menschen.

Damit ist auch gesagt, dass es richtig und wichtig bleibt, dass der Religionsunterricht beides anspricht – moralisch-kognitive Leistungen im Sinne der Urteilsfähigkeit, aber eben auch Einstellungen und Haltungen im Sinne von Prosozialität und der Bereitschaft, sich für andere einzusetzen.

Aber wie kann und soll der Religionsunterricht dies tatsächlich leisten? Nehmen wir ein weiteres Beispiel: In einer Unterrichtsstunde geht es um das Thema Gewalt. Den Schülerinnen und Schülern werden Fallbeispiele vorgelegt, die sie bearbeiten sollen. Die Jugendlichen in dieser Stunde zeigen sich überzeugt, dass es nicht richtig wäre, gleich zurückzuschlagen, wenn man beleidigt oder angegriffen wird. Aber sie sind auch überzeugt, dass es da Grenzen gibt und Grenzen geben muss. Und dann gebe es nur eines – sich wehren und sich verteidigen, und notfalls eben auch zuschlagen – es sei denn, man ist selber zu schwach oder die anderen sind zu viele, dann holt man besser zuerst seine Freunde zu Hilfe, wie einer der Jugendlichen sagt.

In der Tat ist es ganz offenbar schlecht bestellt um das, was heute gerne als das europäische Wertefundament angesprochen wird. Die Orientierung an Gewaltfreiheit ist nicht gewährleistet. Dabei handelt es sich um Problemlagen, die sich ohne eine speziell auf solche Jugendliche eingestellte Didaktik gar nicht aufnehmen lassen. Es würde sicher nur wenig helfen, wollte man diesen Jugendlichen nun bloß Texte etwa aus der Bergpredigt vorhalten oder mit ihnen die Schriften von Mahatma Ghandi lesen. Denn sie

sind überzeugt, dass es Grenzen geben muss - nicht nur Grenzen der Gewalt, sondern auch Grenzen des Nachgebens!

Damit ist eine weitere Aufgabe für ein Institut für berufskollegorientierte Religionspädagogik deutlich. Wir brauchen eine Form von Unterricht und Didaktik, die speziell auf solche Jugendlichen oder junge Erwachsene und ihre Einstellungen bezogen ist. Nur wenn dieser Unterricht sie wirklich in ihrer Erfahrungs- und Lebenswelt erreicht, kann er zu veränderten Lebenshaltungen beitragen.

Ähnliches gilt auch für ein anderes Problem, auf das etwa die Shell-Studien in den letzten Jahren zu Recht aufmerksam gemacht haben. Toleranz gegenüber anderen ist bei Jugendlichen keineswegs gesichert. In den ersten Jahren des vergangenen Jahrzehnts hat die Intoleranz bei Jugendlichen sogar deutlich zugenommen. Die Shell-Studie von 2010 meldet hier zwar ausnahmsweise eine gewisse Entwarnung, aber eine Abnahme intoleranter Haltungen gegenüber ausländischen Mitbürgern ist vor allem bei den besser gebildeten Jugendlichen festzustellen. Die Bildungsposition trägt offenbar entscheidend zu Toleranz bei. Dies ist wohl leicht damit zu erklären, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund gerade dort als unliebsame Konkurrenten etwa auf dem Arbeitsmarkt wahrgenommen werden, wo weniger Bildungsvoraussetzungen erforderlich sind. Knapp formuliert und zugespitzt: Wer über ein Studium verfügt, muss sich über migrationsbedingte Konkurrenz in Deutschland derzeit keine Gedanken machen. Wer einen Arbeitsplatz für wenig Qualifizierte braucht, sieht sich hingegen deutlich mit migrationsbedingter Konkurrenz konfrontiert - zumindest in eigener Sicht und doch wohl auch in der Realität.

Darüber hinaus bleibt festzuhalten, dass Bildung offenbar ganz allgemein zu den Möglichkeiten zählt, auf die das Bemühen um Toleranz setzen kann. Und da ein friedlicher und toleranter Umgang zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft und Überzeugung heute zunehmend zu einem Erfordernis am Arbeitsplatz geworden ist, zählt Bildung zu den Voraussetzungen, auf die auch ökonomisch nicht verzichtet werden kann.

Als weitere Aufgabe für die religionspädagogische Forschung ist hier festzuhalten, dass noch klarer herausgearbeitet werden muss, wie religiöse Bildung als Bildung von Toleranz gestaltet werden kann.

Dies führt unmittelbar weiter zu meinem dritten Teil:

3. Interreligiöses Lernen - als epochale Aufgabe und als besondere Herausforderung für den BRU

Schon bei der Frage des Glaubens im Jugendalter sowie beim Zusammenhang von Werten und Religion sind wir auf die interreligiöse Thematik gestoßen. Sie soll jetzt, in einem letzten Schritt, ganz ins Zentrum treten.

Wie in der Überschrift festgestellt und behauptet, handelt es sich dabei zunächst um eine *epochale Aufgabe*, der wir uns in der Gegenwart stellen müssen. An den gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Kontroversen ist leicht abzulesen, dass der Übergang zu einer multikulturellen und multireligiösen Situation in Deutschland und Europa eine Grundsignatur unserer Gegenwart darstellt. Offen und problematisch ist allerdings, wie diese Situation bewältigt und gestaltet werden kann. Setzen die einen auf eine letztlich doch leicht zu erreichende Verständigung zwischen den Religionen und Kulturen, so sprechen andere davon, dass „Multikulti“ endgültig gescheitert sei. Für Bundespräsident Wulff gehört der Islam zu Deutschland, für andere gehören zwar vielleicht die Muslime zu Deutschland, aber eben noch lange nicht die Tradition des Islam.

Viele Fragen sind hier offen – und mehr denn je sind Politik und Gesellschaft dabei auch auf einen Beitrag von Seiten der Theologie angewiesen, wenn die entsprechenden Probleme bearbeitet und vielleicht sogar gelöst werden sollen.

Noch zu wenig beachtet wird hingegen der demografische Faktor. Der Deutsche Bildungsbericht hat 2006 erstmals nachgewiesen, dass ein Drittel der Kinder, die damals zwischen 0 und 6 Jahre alt waren, einen Migrationshintergrund aufweist. Verschwiegen wird allerdings auch in diesem Bericht die Tatsache, dass etwa 20 Prozent aller Kinder in Deutschland in diesem Alter eine islamische Religionszugehörigkeit aufweisen. Macht man sich zudem klar, dass viele dieser Kinder später eine Haupt- oder Realschule besuchen und jedenfalls eher im Berufsbildenden Bereich betreut und unterrichtet werden als an einer Universität, dann ist klar, dass wir in absehbarer Zeit mit 40 oder sogar 50 Prozent Muslimen im beruflichen Bildungswesen rechnen müssen.

Damit wird sich auch die Frage nach einem islamischen Religionsunterricht in diesem Bereich neu stellen, aber eben auch die Aufgabe des interreligiösen Lernens für den christlichen Religionsunterricht. Mehr denn je werden Aufgaben der Integration ohne Berücksichtigung der interreligiösen Thematik unvollständig bleiben und ins Leere laufen. Beispielsweise bringt der türkische oder türkischstämmige Bevölkerungsanteil eben nicht nur eine andere Kultur mit, sondern vielfach auch eine andere Religion, einen anderen Glauben und deshalb auch zumindest teilweise andere Werte.

Dass sich eine Integration in dieser Situation auch von deutschstämmiger Seite her bei den Jugendlichen problemlos vollziehen werde, dürfte eine ziemlich unbegründete Hoffnung sein. Die vor wenigen Wochen erschienene Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung „Die Mitte in der Krise“ verweist auf eine in Deutschland zunehmende Islamfeindlichkeit: Mehr als die Hälfte der Befragten waren der Meinung, dass es doch sehr verständlich sei, wenn „manchen Leuten Araber unangenehm sind“. Und dass die „Religionsausübung“ für Muslime „erheblich eingeschränkt“ werden sollte, meinten fast 60%, in Ostdeutschland sogar mehr als 75%.

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch eine aktuelle Würzburger Untersuchung zur Wahrnehmung von Menschenrechten bei christlichen und muslimischen Jugendlichen: Demnach problematisieren auch christliche Jugendliche besonders die Religionsfreiheit. Dahinter dürften sich Befürchtungen verbergen, dass die Religionsfreiheit missbraucht wird etwa zur Verbreitung fundamentalistischer Orientierungen, am Ende vielleicht sogar verbunden mit Aggression oder Gewalt.

Die interreligiöse Thematik ist also epochal oder gesellschaftlich von hoher Dringlichkeit. Dem entspricht es, wenn auch in der wissenschaftlichen Theologie verstärkt an dieser Thematik gearbeitet wird. Und ähnliches gilt im Blick auf die Wirtschaft: Je mehr wir in Deutschland beispielsweise auf die Immigration von Fachkräften angewiesen sind, desto mehr muss auch eine friedliche sowie kollegial-verträgliche Zusammenarbeit mit ihnen gewährleistet sein.

Fast könnte man sagen, dass wir es heute mit einer überraschenden und neuen Konvergenz gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und theologischer Interessen zu tun haben.

In allen drei Hinsichten steht die interreligiöse Thematik zu Recht weit oben auf der Tagesordnung.

Zu begrüßen ist diese Konvergenz, weil sich die damit verbundenen Fragen und Probleme eben nur mehrperspektivisch bearbeiten lassen. Wir müssen noch viel genauer wissen, wie Jugendliche auf die religiöse Pluralität reagieren, welche Hindernisse sie für einen friedlichen Umgang miteinander wahrnehmen und welche Vorbehalte die verschiedenen, beispielsweise christlichen und muslimischen Jugendlichen gegeneinander hegen.

Ein Institut für berufskollegorientierte Religionspädagogik kommt also auch so gesehen genau zur rechten Zeit. Es bietet die Chance, weitere, auch empirische gestützte Einsichten in diese Situation zu gewinnen und darüber hinaus zu klären, wie der Religionsunterricht zum Abbau von Vorurteilen und Intoleranz beitragen und wir den Aufbau konstruktiver Fähigkeiten oder Kompetenzen unterstützen kann.

Einer der Pioniere in diesem Bereich, der schon vor Jahren Möglichkeiten des interreligiösen Lernens im Nordrhein-Westfälischen Berufskolleg erkundet und erprobt hat, ist bekanntlich Andreas Obermann. Dass er nun zu den Mitarbeitern des neuen Instituts zählt, besitzt insofern eine zeichenhafte Bedeutung.

Lassen Sie mich am Ende meines Beitrags noch einmal zusammenfassend fragen:

4. Welche wissenschaftlichen Aufgaben stellen sich für das neue Institut für berufskollegorientierte Religionspädagogik?

Bereits mehrfach habe ich auf die Aufgaben verwiesen, die sich aus meiner Sicht für das neue Institut ergeben. Ich fasse sie unter drei Aspekten zusammen:

Erstens geht es um den Zusammenhang von Glaube und Persönlichkeitsentwicklung. Wir müssen mehr wissen über den Glauben von Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Bereich der beruflichen Bildung. Die allgemeine Jugendforschung lässt uns da weithin im Stich. Sicher lässt sich aber sagen, dass ein großer Teil der Schülerinnen und Schüler sich zwar nicht allzu eng mit der Kirche verbunden fühlt, aber doch deutliches Interesse an Fragen von

Sinnfindung, Lebensplanung und Religion hat. Mit diesen Fragen sollen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen nicht allein gelassen werden!

Zweitens muss der Zusammenhang zwischen Werten und Religion weiter geklärt werden. Religion und Religionsunterricht tragen bei zur Wertebildung, aber Werte können nicht einfach vermittelt oder antrainiert werden und der Religionsunterricht kann und will nicht einfach zu einer Instanz der Wertevermittlung degradiert werden. Vielmehr gilt: Damit sich Werte im Religionsunterricht bilden können, muss der Religionsunterricht bei Glaubensfragen bleiben, gleichsam also bei seinem eigenen Kerngeschäft. Nur dann ist er für junge Menschen glaubwürdig und nur so wird er seinem evangelischen Auftrag gerecht. Dazu aber braucht der BRU eine spezielle Didaktik, die auf die Lebens- und Erfahrungswelt der Schülerschaft im berufsbildenden Bildungswesen eingestellt ist.

Drittens stehen Glaube und Werte heute in Deutschland ganz unvermeidlich in einem interreligiösen Kontext und Horizont, der zugunsten von Toleranz und Respekt, von wechselseitigem Verstehen und gemeinsamer Verständigung wahrgenommen werden muss. Wenn das Zusammenleben und – im wörtlichen Sinne – auch das Zusammenarbeiten bis hinein in die Betriebe gelingen soll, müssen interreligiöse Lernprozesse auch in der Schule konsequent angebahnt, unterstützt und kompetent weitergeführt werden.

Damit ist auch bereits gesagt, dass die Arbeit des neuen Instituts sowohl empirische als auch analytisch-theoretische sowie unterrichtspraktische Anteile umfassen muss. Wenn der Religionsunterricht als ein leistungsfähiges zukunftsorientiertes Fach anerkannt bleiben oder anerkannt werden soll, dann muss sich die Religionspädagogik auf Augenhöhe mit den heutigen Standards einer empirisch gestützten Bildungsforschung bewegen.

Weiterhin ist deutlich, dass das Institut auch Beiträge erwarten lässt, die für die Religionspädagogik insgesamt bedeutsam sind. Es wäre falsch, sich so auf den BRU zu spezialisieren, dass dieser Unterricht nur mehr als isolierter Sonderfall in Betracht kommt. Vielmehr gilt, dass der

Zusammenhang von Glauben und Werten im interreligiösen Horizont heute einen höchst attraktiven Beitrag zur gesamten Theologie sowie zur Wissenschaft insgesamt verspricht. Ein Institut für berufskollegorientierte Religionspädagogik hat eine Aufgabe auch innerhalb der Universität.

Besonders glücklich finde ich, dass ein paralleles Interesse auch im Blick auf Wirtschaft und Gesellschaft festgestellt werden kann. Denn die heute genannten Themen bewegen ja nicht nur die Religionspädagogik, die Theologie oder die Wissenschaft. Diese Themen stehen vielmehr auch im Zentrum der in Wirtschaft und Gesellschaft aktuell heiß diskutierten Probleme. Wer hier Lösungsperspektiven bieten kann, wird auf breite Aufmerksamkeit hoffen dürfen!

So schließe ich mit einer vielleicht gewagten, aber doch begründeten These:

Wir leben in einer Zeit, die für die Arbeit eines Instituts für berufskollegorientierte Religionspädagogik besonders günstig und glücklich ist. Seine Begründung zeigt, dass die Notwendigkeiten erkannt sind.

Ich wünsche allen Beteiligten auch Glück dabei, die Arbeit des Instituts den Notwendigkeiten gerecht werden zu lassen.

Aus Tübingen noch einmal herzlichen Glückwunsch und gute Nachbarschaft!

Für Bonn: Guten Erfolg!